



„Man stößt auf eine beklemmende Leere“

Was ist jüdisch? Caspar Battegay untersucht in seinem Essay „Judentum und Popkultur“ eine Auswahl unterschiedlicher Filme, TV-Serien, Songs und Texte, in denen jüdische Identität auf oft überraschende und spielerische Weise verhandelt wird. Dabei stellt er auch eklatante Unterschiede zwischen US-amerikanischen und deutschen popkulturellen Erzeugnissen fest. Mit dem Autor sprach Till Schmidt



Herr Bategay, zu Beginn Ihres Essays verweisen Sie auf ein Unbehagen, aus dem heraus das Buch entstanden ist. Inwiefern?

Mein Unbehagen richtet sich zum einen gegen das wissenschaftliche Umfeld, in dem ich als Kultur- und Literaturwissenschaftler in den Jüdischen Studien tätig bin, zum anderen gegen das gesellschaftliche, in dem Jüdisches, Jüdisch-Sein und jüdische Identität verhandelt wird. Ich habe immer noch den Eindruck, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im deutschsprachigen Raum zwar sehr differenzierte und gute Forschung betreiben, von den komplexen jüdischen Realitäten aber oft absehen – finden diese nun in Israel, den USA oder in der Bundesrepublik statt. Stattdessen wird oft ein rein historisierender Umgang mit jüdischen Themen

gepflegt. So werden etwa Synagogenbauten, in denen niemand mehr betet, oder bestimmte deutsch-jüdische Periodika, die niemand mehr liest, untersucht. Darüber hinaus richtet sich mein Unbehagen gegen Ästhetisierungen des Judentums, wie sie in Klischees vom „Volk des Buches“ oder vom „jüdischen Humor“ zum Ausdruck kommen. Auch erscheint die Wahrnehmung des Judentums in Deutschland häufig auf den Opferstatus oder den Nahostkonflikt beschränkt. In meinem Buch zeige ich indes parodistische Figuren, ambivalente Bilder, unsichere Identitäten und aufgelöste Stereotype, die alle popkulturellen Erzeugnissen im weitesten Sinn entnommen sind. Mir geht es um eine subversive Lust jenseits lieb gewonnener Konformitäten, mit jüdischer Identität umzugehen.

Woody Allen, Lou Reed, Leonard Cohen, die Coen-Brothers oder Sarah Silverman – fast alle Figuren, die Sie in Ihrem Essay als Protagonistinnen und Protagonisten einer solchen subversiv-jüdischen Popkultur thematisieren, sind US-amerikanische Jüdinnen und Juden. Warum?

Es gibt einige historische Bedingungen, die gegeben sein mussten, damit die Jüdinnen und Juden in Popkultur eintreten konnten. Einige dieser Bedingungen waren in den 1920er Jahren in Deutschland gegeben, und es gab auch Austauschprozesse zwischen Berlin und den Broadway- und Hollywood-Produktionen der 1940er und 50er Jahre. Ein Beispiel hierfür ist der Filmregisseur und Schauspieler Ernst Lubitsch. Doch erst in den USA konnte sich dank einer signifikanten jüdischen



„Vom Ende der 1960er Jahre bis in die 1980er war es häufig die Sehnsucht ‚schwarz zu werden‘, die bei der Figuration einer diasporischen jüdischen Identität eine wesentliche Rolle spielte“

Bevölkerung über die Jahrzehnte auch eine entsprechende Repräsentation in der populären Kultur und in der Popkultur entwickeln.

In den USA hatte sich zum ersten Mal eine kritische Masse eines bürgerlichen, wohlhabenden Judentums entwickelt. In dem Moment, in dem die Jüdinnen und Juden in der US-amerikanischen Gesellschaft angekommen waren, sie sich also mehrheitlich nicht mehr in der Diaspora fühlten und einen Prozess der Verbürgerlichung durchlaufen hatten, traten

– oft jugendliche – Jüdinnen und Juden auf den Plan, die diese Entwicklungen ablehnten. Vom Ende der 1960er Jahre bis in die 1980er war es häufig die Sehnsucht „schwarz zu werden“, die eine gewisse Hipness zu versprechen schien und bei der pop-beziehungsweise jugendkulturellen Figuration einer diasporischen jüdischen Identität eine wesentliche Rolle spielte. Noch Lou Reed, Gründungsmitglied von The Velvet Underground, textete auf seinem 1978 erschienenen Album „Street Hassle“ über eine bluesige Bläserlinie: „I wanna be black, have natural rhythm / Shoot twenty foot of jism¹ too / And fuck up the Jews / I wanna be black, I wanna be a panther / Have a girlfriend named Samantha / And a stable of foxy whores / Oh, oh, I wanna be black!“. Auch wenn es in dieser Zeit sicherlich auch um die Solidarisierung mit einer diskriminierten und pauperisierten

Bevölkerungsgruppe ging, diente die afroamerikanische Minderheit eindeutig als Projektionsfläche.

Wie wurden jüdische Identitäten in der US-amerikanischen Popkultur seitdem verhandelt?

Mel Brooks und Woody Allen waren in den 1970er Jahren die ersten, die offensiv mit ihrer jüdischen Identität umgingen. Heutige Serien wie zum Beispiel die Zeichentrickserie „South Park“ können natürlich nicht mehr das gleiche machen. Auch bei aktuellen Hollywood-Produktionen wird diese Ambivalenz des eigenen Jüdisch-Seins nicht mehr in dem Maß aufgegriffen, wie das noch bei Woody Allen der Fall war: das Schwierige daran, Jude zu sein und damit auch zu hadern, die Mehrheitskultur und die nicht-jüdischen Freunde, die auf einen immer so zu schauen scheinen, als

¹ Jism ist ein Slangausdruck für das männliche Ejakulat.

wäre man der „Erzjude“, der gerade Christus ans Kreuz genagelt hätte.

Man kann sagen, dass es heute um eine Ironisierung dieser Ironisierung geht. In der letzten Staffel der Serie „Sex And The City“ etwa konvertiert Charlotte York, eine schicke und junge Frau mit einem Appartement an der Park Avenue, für ihren reichlich neurotischen und unattraktiven Mann zum Judentum. Dessen Nervosität ist ein ironisches Zitat von Woody Allens ikonischen, zur Schau gestellten Neurosen. Die Herausforderungen, die sich aus der Konversion ergeben, werden in der Serie mit der gleichen Ironie und mit dem gleichen dokumentarischen Interesse behandelt, wie beispielsweise auch der große Altersunterschied in der Beziehung von Samantha Jones zu ihrem jüngeren Freund oder Miranda Hobbes' Affäre mit einem afroamerikanischen Arzt. Ambivalenz gegenüber kultureller und religiöser Identität scheint zwar durchaus noch zu bestehen, aber sie wird als selbstverständlich angenommen. Jüdinnen und Juden sind nicht mehr die paradigmatische Minderheit in einer christlichen Mehrheitsgesellschaft – über die sich diese als christliche versichert –, sondern Teil einer Gesellschaft, die nur noch aus Minderheiten besteht und die alle mehr oder weniger ambivalent mit ihren Identitäten umgehen.

Woody Allen und Mel Brooks sind in gewisser Weise die Großväter von Leuten wie Sarah Silverman, Sacha Baron Cohen oder auch von den acht- bis zehnjährigen Jungs aus der Animationsserie „South Park“.

Berühmt wurde die „South Park“-Folge „The Passion Of The Jew“ (2004). Sie ist eine Satire auf Mel Gibsons Jesus-Film „The Passion Of Christ“ (2004), dem von verschiedener Seite Antisemitismus vorgeworfen wurde. In „The Passion Of The Jew“ sieht sich Kyle Broflowski, der jüdische Charakter der Serie, im Kino Gibsons Film an und gerät in eine Identitätskrise.

„Die in den USA präsenten Arten eines ironischen und freien Spiels mit Identitäten konnten sich in Deutschland nie entfalten“

In der Synagoge möchte er die versammelte Gemeinde überzeugen, sich für die Kreuzigung zu entschuldigen, ähnlich wie es die US-amerikanische Regierung gegenüber der afroamerikanischen Community für das Unrecht der Sklaverei getan habe. Natürlich stößt Kyle auf Empörung, die noch wächst, als er bekennt, unter dem Eindruck von Mel Gibsons Film zu stehen. Der Effekt auf Kyle beweise, dass der Film antisemitische Einstellungen fördere, meint ein Synagogenbesucher. Ein anderer ruft, dass „The Passion Of Christ“ Juden in stereotyper Weise herabsetze, worauf ihm von einem Gemeindeglied beigepflichtet wird: „Stereotyping Jews is terrible!“ Der Witz bei der Sache ist, dass gerade diese Figur absolut stereotyp dargestellt wird – mit Kippa und einer Hakennase.

Eine in Deutschland undenkbare Szene – oder?

Diese in den USA präsenten Arten eines ironischen und freien Spiels mit Identitäten konnten sich in Deutschland nie entfalten. Bezeichnenderweise wird das selbstverständlich Jüdische vieler

popkultureller Erzeugnisse aus den USA fein säuberlich ignoriert, etwa in Woody Allens Film „Annie Hall“ (1977) oder in Leonard Cohens Gedichtband „Das Buch der Sehnsucht“ (2008), der eigentlich voller jüdischer Symbolik und Thematik ist. In Deutschland scheint man in Alvy Singer, dem Protagonisten aus „Annie Hall“, vor allem die universelle Figur eines Intellektuellen in der Großstadt zu sehen, den „Stadtneurotiker“, wie der Titel übersetzt wurde, und nicht den jüdischen Komiker, als den er sich selbst zu Beginn des Films klar bezeichnet. Diese Universalisierung wird noch beklemmender, wenn man weiß, dass bei der deutschen Synchronfassung von „Annie Hall“ auch Schauspieler mitwirkten, die bereits zuvor in Propagandafilmen der Nazis mitspielten.

Statt sich dafür zu interessieren, was Judentum für Jüdinnen und Juden heute bedeuten könnte, möchte man lieber Nazi-Opfer oder israelische Bösewichte und sucht nach Antisemitismus. Denn lebende Juden in ihrer ganzen lebendigen und menschlichen Widersprüchlichkeit scheinen viele Deutsche bis heute an das Faktum des Massenmordes zu erinnern – und stellen deshalb eine genuine Störung der eigenen Identität dar, die es zu vermeiden gilt.

Ist Oliver Polaks Comedy ein gelungener Versuch, mit diesem Makel zu brechen?

Da bin ich mir nicht immer so sicher, schließlich kommt es auch auf die Rezeption des Publikums an. Polak hat einen gewissen Erfolg beim jüdischen Publikum in Deutschland, weil er mit seinem lustvollen Umgang mit den eigenen Problemen anders als alle



Caspar Battagay arbeitet am Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel. 2012 veröffentlichte er im Transcript Verlag „Judentum und Popkultur. Ein Essay“.

anderen zuvor auftritt und damit an die US-amerikanische Tradition des „ethnic humor“ anknüpft. Polaks Nummern erinnern oft an Mel Brooks, da er auf antisemitische Stereotypen Bezug nimmt, indem er sich durch einen ironischen Umgang mit ihnen von ihnen distanziert. Es gibt eine Aufnahme von Oliver Polaks Live-Programm „Jud süß sauer“. Das nicht nur aus Jüdinnen und Juden bestehende Publikum lacht dort wahnsinnig, und ich glaube, viele verstehen einfach nicht, worum es Polak geht. Doch auch wenn es Missverständnisse geben kann, ist es gut, dass es jemanden wie ihn gibt. Ich persönlich finde einige Nummern sehr gelungen, andere weniger. Aber ich bin wohl auch nicht sein Zielpublikum, ähnlich wie bei „The Hebrew Hammer“ (2004), einer jüdisch-amerikanischen Parodie des legendären Blaxploitation-Films „Shaft“ von 1971, die sich vor allem an ein eher pubertäres Publikum richtet. Nichtsdestotrotz sind etwa Polaks Song „Lasst uns alle Juden sein“ (2010) und das dazugehörige Musikvideo genial. Dort geht es auch um die Einforderung von Differenz, womit sich ja auch die deutsche Öffentlichkeit nach wie vor schwer tut.

Wie werden Jüdinnen und Juden in anderen popkulturellen Erzeugnissen aus Deutschland dargestellt?

Oliver Polak ist eine Ausnahmeerscheinung. Leider gibt es keinen jüdischen Filmregisseur, der wie Fatih Akin auf ironische und lustvolle Weise mit Stereotypen spielt. Prägende Produktionen wie die „Tatort“-Folge „Ein ganz normaler Fall“ (2011), Dani Levys Spielfilm „Alles auf Zucker“ (2005) oder Oliver Hirschbiegels „Ein ganz normaler Jude“ (2004) bemühen sich um eine Normalität, die es gar nicht geben kann. Statt dessen bringen sie eher das Bedürfnis nach Normalität zum Ausdruck. Das wirkt immer sehr aufgesetzt. Ein ganz normaler Jude wird sich in Deutschland wohl nie normal fühlen, und ein ganz normaler Deutscher wird gegenüber Jüdinnen und Juden immer merken, wie sehr der Holocaust jegliche Norm für immer aufgehoben hat. Diese Normalitätslosigkeit muss aber nicht heißen, dass sie uns zur Langeweile verdammt. Doch wo in deutschen popkulturellen Erzeugnissen Jüdisches und jüdische Identität verhandelt werden, stößt man in der Regel auf eine beklemmende Leere.<